



»Neue Form der Liturgie ist Ausdruck eines neuen Kirchenverständnisses«

Josef WEISMAYER im Gespräch mit Stefanie Jeller und Erhard Lesacher



Vor 50 Jahren begann das Zweite Vatikanische Konzil. Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?

Es war eine Zeit großer Erwartungen. Man hat sich gefragt, was das Konzil überhaupt bringen würde? Und ob es eine Fortsetzung des Ersten Vaticanums sein würde? Denn das wurde eigentlich nicht formal abgeschlossen, sondern durch die politischen Ereignisse – Besetzung Roms im Zuge der Einigung Italiens – nur abgebrochen.

Zwischen der Ankündigung des Konzils im Jänner 1959 und der Eröffnung im Oktober 1962 ist dann vieles konkreter geworden. Diözesen und theologische Fakultäten wurden befragt, welche Themen am Konzil behandelt werden sollten. Alle möglichen Wünsche sind eingebracht und katalogisiert worden. Bald hat es sich konkretisiert, dass es beim Konzil um eine Selbstbesinnung der Kirche gehen soll. Ich erinnere mich an ein Vorbereitungsgebet, das wahrscheinlich Papst Johannes XXIII. selbst formuliert hat, in dem um ein neues Pfingsten

der Kirche gebetet wurde. Das hat natürlich große Erwartungen geweckt, aber die Vorbereitungen waren noch sehr unbestimmt.

Die Eröffnung des Konzils war dann für mich eines der ersten Ereignisse, die ich im Fernsehen mitverfolgen konnte. Sehr eindrucksvoll für mich war das große Glaubensbekenntnis, das Papst Johannes XXIII., abgelegt hat. Auch die Ansprache des Papstes hat mich beeindruckt, wenngleich ich sie damals aufgrund des wortreichen, kurialen Sprachstils noch nicht in allen Details durchschaut habe; aber die wesentlichen Weichenstellungen und Akzente waren darin enthalten.

Wann wurde klar, dass das Konzil entscheidend Neues bringen wird?

Die Wahl der Kommissionsmitglieder war das Entscheidende: Denn es waren ja für die einzelnen Kommissionen, die im Zuge der Konzilsberatungen Texte bearbeiten sollten, bereits Listen mit Kandidaten vorgegeben; Kandidaten, die möglichst wenig Veränderung bewirken sollten ... Die Wahl

der Kommissionsmitglieder sollte relativ kurzfristig geschehen.

Aber einige Kardinäle – vor allem Kardinal Liénart von Lille, Kardinal Frings von Köln und auch Kardinal König von Wien – hatten Bedenken. Sie sagten, wir kennen die Personen auf den Listen noch gar nicht genau. Natürlich hatten sie im Hinterkopf auch die Befürchtung, dass es sich um Leute handelte, die gar nicht ihr Vertrauen verdienten. Daher folgte die Verschiebung der Wahl. Dann gab es eine riesige Hektik, denn es waren nur ein paar Tage Zeit. Die Bischofskonferenzen in Europa und auch in Amerika haben dann Kandidaten vorgeschlagen, die neue Akzente und Impulse eines Aufbruchs vermitteln konnten.

Da hat man gesehen, es geht nicht alles nach Plan, sondern da beginnt etwas Neues. Nach den Vorstellungen der römischen Kurie hätte das Konzil zu Weihnachten zu Ende sein können. Die Kurie hatte ja Vorlagen vorbereitet – in unserer Fakultätsbibliothek kann man diese heute noch nachlesen, sie tragen alle den Aufdruck „sub secreto“, also „geheim“. Darüber hätte nur abgestimmt werden müssen, wäre es nach der Kurie gegangen ... aber Gott sei Dank war es nicht so.

Haben Sie sich persönlich auf Veränderungen in der Kirche gefreut oder hatten Sie Befürchtungen?

Es war da viel Offenheit und Unbestimmtheit – in welche Richtung wird der Zug fahren? – aber es bestand natürlich schon die

Hoffnung, dass sich auch Veränderungen ergeben, wobei manches überhaupt noch nicht vorstellbar gewesen ist. Wenn ich daran denke, dass wir in unserem Studium noch gelernt haben, warum das Latein in der Liturgie unverzichtbar ist. Die volkssprachliche Liturgie war kaum denkbar. Es gab zwar Liturgiefeiern, bei denen wichtige Texte in deutscher Sprache von einem Lektor oder Vorbeter gesprochen wurden, aber der zelebrierende Priester musste trotzdem alles auf Latein lesen, auch das Evangelium.

Wie konnte man von Wien aus die Ereignisse in Rom mitverfolgen?

Wichtig waren die Konzilskorrespondenten, vor allem der Schweizer Jesuit Mario von Galli, von dem jeden Samstagabend im Radio ein Kommentar zu hören war. Er war ein ungemein genauer Konzilsbeobachter und hat eindrucksvoll und dramatisch die Spannungen und auch die hintergründigen Maßnahmen mancher Konzilsväter geschildert.

Am Ende der einzelnen Konzilsperioden gab es schriftliche Darstellungen. Ich erinnere mich, dass auch der damalige Professor Joseph Ratzinger nach den einzelnen Konzilsperioden jeweils ein Bändchen mit den wesentlichen Ergebnissen der Beratungen veröffentlicht hat. Man wurde also sowohl durch den Rundfunk als auch durch die kirchlichen Medien – je verschieden akzentuiert und unterschiedlich ausführlich – über den Gang des Konzils informiert.

Das Konzil hat getagt. Wie schnell wurden dann die Texte vorgelegt, wie ist das vor sich gegangen?

Endgültige Texte gab es erst am Ende der zweiten Konzilsperiode. In der ersten Konzilsperiode wurde ja mit dem Thema Liturgie begonnen, weil man da eine große Aufmerksamkeit zu haben meinte – was ja auch stimmte. Und man hat auch schon mit dem Thema Kirche begonnen. Meistens war es so: Man hat mit den von den Kommissionen vorbereiteten Dokumenten, die stark von der Kurie dominiert waren, zu arbeiten begonnen. Es wurde heftig diskutiert. Teilweise wurden die Vorlagen überhaupt zurückgewiesen. Es hieß, damit könne man nicht arbeiten. Dann hat man des Öfteren eine gemischte Kommission eingesetzt, um den Text für das Plenum vorzubereiten.

In der zweiten Konzilssession ist zunächst die Liturgiekonstitution veröffentlicht worden. Aber das Konzil konnte, gerade was die Liturgie betrifft, nur die Grundlinien vorlegen. Details wie die Erarbeitung von liturgischen Büchern, das konnte das Konzil nicht tun. Übrigens, auch nach dem Konzil von Trient sind die liturgischen Bücher erst nachher unter Pius V. erschienen – im Auftrag des Konzils. So ähnlich war es dann auch hier. Man hat ein eigenes Gremium geschaffen, der damalige Erzbischof von Bologna, Kardinal Lercaro, war da ein wichtiger Motor. Insofern ist die faktische Liturgiereform erst ein paar Jahre nach

dem Konzil zum Tragen gekommen, es ging also zuerst um die Ausrichtung.

Nach der dritten Konzilsperiode sind die Kirchenkonstitution und das Ökumenismusdekret publiziert worden, und alle anderen Dokumente erst am Ende der vierten Konzilsperiode. Alle Texte wurden zuerst in Latein publiziert, sie wurden vom Papst feierlich unterzeichnet und relativ bald gab es auch Übersetzungen.

Wie hat man – unmittelbar nach dem Konzil – die Konzilstexte den Menschen in den Diözesen bekannt gemacht?

Ich erinnere mich, dass es bei den Theologischen Kursen große Bemühungen gab, unsere Kursteilnehmer mit den Texten vertraut zu machen. Wir haben eigene Drucklegungen von provisorischen Übersetzungen angefertigt und Texthefte mit den wichtigen Dokumenten hergestellt. Es gab dann relativ bald 1966 das so genannte „Kleine Konzilskompodium“ von Karl Rahner und Herbert Vorgrimler. Das war die wichtigste Übersetzung im deutschen Sprachraum und auch die offizielle Übersetzung der deutschen Bischofskonferenz. Bei den Theologischen Kursen haben wir versucht mit eigenen Vorlesungen und Seminaren in die Texte einzuführen und den Geist dieser Texte zu vermitteln. Ich erinnere mich, dass wir Karl Rahner zu Gast hatten und andere große Konzilstheologen. Sie haben vermittelt, worum es dem Konzil gegangen ist und was die neuen Impulse waren.

Wie war die Stimmung an der Universität? Wurden die neuen Texte kontrovers diskutiert oder hat man die Texte aus Rom in keiner Weise in Frage gestellt?

Die Stimmung war natürlich nicht immer so einhellig. Es gab Professoren, die vielleicht darunter gelitten haben oder sich ein wenig geärgert haben, dass sie in der Vorbereitung des Konzils nicht als theologische Experten herangezogen worden sind. Und natürlich war bei den verschiedenen Professoren die Interpretation des Ganzen dann etwas different. Auch schon gewisse Positionen zum Konzil haben sich damals herausgestellt. Grundsätzlich galt: Konzil ist Konzil und das habe ich zu akzeptieren. Die Frage war nur, wie interpretiere ich das Konzil? Interpretiere ich es so, dass ich das Neue, den neuen Impuls, deutlich heraushebe oder interpretiere ich es sehr traditionsbezogen und minimiere daher den neuen Akzent eher.

Worin bestanden ihrer Ansicht nach die auffälligsten Änderungen, die das Konzil gebracht hat?

Für viele Menschen war wahrscheinlich das wichtigste Ergebnis die volkssprachliche Liturgie und die neue Form der Eucharistie. Aber es gibt viele Weichenstellungen in den Dokumenten, die vielleicht zu wenig vermittelt worden sind. Ich denke da an die Kirchenkonstitution und das Thema Kollegialität der Bischöfe, an die Frage der Qualität der Laien – also dass Kirche nicht nur aus Bischöfen, Priestern und Hi-

erarchie besteht, sondern dass alle Gottesvolk sind; und dass die Sendung der Kirche für alle und an alle ergeht.

Wesentliche Änderungen sind in der Frage der Ökumene erfolgt. Hier hat das Volk Gottes wirklich die Impulse des Konzils wahrgenommen. Wenn ich denke, dass es ja für Katholiken verboten war, am Gottesdienst einer anderen Konfession teilzunehmen – das war die so genannte *communicatio in sacris* – das ist heute unvorstellbar. Es durften Bücher, die von evangelischen Autoren verfasst waren, nicht gelesen werden. Man brauchte eine so genannte Indexerlaubnis, eine Leserlaubnis, weil diese Bücher automatisch auf dem Index, dem Verzeichnis der verbotenen Bücher standen. Der Bischof musste das also eigens erlauben, das galt auch für die Theologiestudenten, die ein Buch eines evangelischen Bibelgelehrten einsehen mussten – sie brauchten vom Bischöflichen Ordinariat eine Erlaubnis dafür. Das sind Dinge, die wir uns heute nicht mehr vorstellen können. Es ist hier innerhalb weniger Jahrzehnte unglaublich mehr an Annäherung zwischen den christlichen Konfessionen passiert als in 400 Jahren vorher. Man muss das wirklich betonen, weil jüngere Menschen sich den Zustand vor dem Konzil gar nicht vorstellen können. Und man muss positiv würdigen, dass es heute ökumenische Gottesdienste gibt, dass eine Zusammenarbeit von Caritas und Diakonie selbstverständlich ist. Auch die Basis der Kirche, die Pfarrgemeinden, haben dieses Miteinander mit anderen Konfessionen in

einer ganz selbstverständlichen Weise aufgenommen. Und das ist sicher ein Impuls des Konzils gewesen.

In der Folge des Konzils fand die Wiener Diözesansynode (1969-1971) statt. Worum ging es dabei?

Bei der Einberufung von Diözesansynoden ging es um ein Ausbuchstabieren der Konzilsresultate auf das konkrete kirchliche Leben auf der Ebene der Diözese.

Die Delegierten der Wiener Synode kamen aus den Pfarren. Man muss sagen, dass die Zusammensetzung der Wiener Diözesansynode kirchenrechtlich etwas völlig Neues war. Denn nach dem Kirchenrecht sollte eine Synode nur von Klerikern bestimmt sein, es sollte nur um Beratung gehen und der einzige Gesetzgeber (unicus legislator) sollte der Bischof sein. Auch bei der Wiener Synode musste der Bischof den einzelnen Beschlüssen Rechtskraft verleihen. Kardinal König hatte aber mit Rom telefonisch vereinbart, dass Priester, Ordensleute und Laien zu dieser Synode berufen werden konnten. Dadurch war eine beachtliche Vertretung der ganzen Diözese gegeben.

Es ist für heute unvorstellbar, wie damals auf der untersten Ebene über die vorbereiteten Dokumente beraten wurde. Es gab Hefte mit den Texten und man hat dann in den Pfarren, den Dekanaten, aber auch wir hier bei den Theologischen Kursen, Termine ausgeschrieben und Menschen eingeladen, sich mit diesen Textentwürfen auseinander zu setzen und selbst Eingaben, www.theologiskurse.at

Änderungs- und Verbesserungsvorschläge – so genannte Modi – zu machen. Die Kommissionen der Synode mussten sich dann damit befassen. Und das hat auch die endgültige Textierung in der Vollversammlung beeinflusst.

Thematisch ging es um sehr konkrete Dinge, zum Beispiel um die Sakramentenpastoral. Es gab Abstimmungen, und heftige Kämpfe, über das Firmalter ... Ich erinnere mich noch an die Zeit vor dem Konzil, da war es üblich in der zweiten Volksschulklasse die Erstkommunion zu empfangen und in der dritten ist man zur Firmung gegangen – oft mit der sehr pragmatischen Begründung, dass dann die Bekleidung der Buben und Mädchen noch passt. Das habe ich nicht nur einmal gehört ... Es wurde auch über die Frage der Kinder- und Erwachsenentaufe diskutiert. Letztlich ist natürlich nicht die Kindertaufe in Frage gestellt worden, aber man ist sich bewusst geworden, wofür es da eigentlich geht.

Dann hat das Konzil auch den Ständigen Diakonat wieder möglich gemacht. Zur Zeit der Wiener Diözesansynode wurde die Ausbildung der ersten Diakone organisiert. Auch da brauchte es einige Zeit bis es ein theologisches und organisatorisches Profil gab.

Die Pfarrgemeinderäte, die Gliederung der Wiener Diözese in drei Vikariate und die damit verbundene Dezentralisierung waren Früchte der Synode. Ein eigener Modus wurde erarbeitet, wie man zu den Kandidaten für die Funktion des Bischofsvikars kommt. Eine möglichst breite Mitbestimmung

und Mitverantwortung des Gottesvolkes – nicht nur der Kleriker – sollte geschehen. Manches ist später modifiziert worden, aber grundsätzlich sind das Früchte, von denen wir heute noch zehren.

Sie waren von 1976 an Professor für Dogmatik an der Universität Wien. Was wollten Sie den Studierenden vom Zweiten Vatikanischen Konzil mitgeben?

Vor allem die Konzeption von Kirche, Lehramt und kirchlicher Verantwortung, die Grundorientierung in der Ökumene und die neue Bewertung des Wortes Gottes („Die Bibel ist die Seele der Theologie“, sagt das Konzil) – das alles war mir immer ein wesentliches Anliegen.

Wichtig war mir auch die neue Bedeutung der Bibelwissenschaft in der katholischen Theologie. Dadurch hat sich ja die Art, wie man Dogmatik doziert, wesentlich geändert. Vorher standen lehramtliche Texte im Vordergrund, zu denen man dann „beweisende“ Bibelstellen anführte, die Bibel wurde damals – boshaft gesagt – als Steinbruch benützt. In der neuen Konzeption des Dogmatikunterrichts sollte es nun darum gehen, die biblische Gesamtaussage in den Vordergrund zu stellen. Außerdem sollte weiterverfolgt werden, wie das Verständnis einer theologischen Thematik – etwa der Christologie – im Lauf der Geschichte variiert worden ist, welche Akzente gesetzt worden sind. In diesem großen Zusammenhang sind dann die Klarstellungen

des Lehramtes, die wir Dogmen nennen, zu sehen.

Für mich persönlich haben die Konzilstexte aber nicht nur punktuell einen neuen Akzent gesetzt, sondern mir erschien die neue Atmosphäre, auch das Prinzip des Dialoges, besonders wichtig.

Wann und warum ging die Aufbruchsstimmung des Konzils zu Ende?

Ja, das ist richtig. Die ersten Jahre nach dem Konzil waren ein Aufbruch. Eine erste Trübung mag durch die 68er-Generation gegeben sein; einfach deshalb weil die Kirche und die Theologie bis zum Konzil in einer Art Korsett waren. Und danach war es ein wenig wie ein Dambruch, manches schwappte über, wurde übertrieben. Das gilt auch für liturgische Experimente. War zuerst jede Handbewegung des Zelebranten normiert, fiel nun vieles an Regelung weg. Manchmal hat eine Stillosigkeit platzgegriffen, liturgische Feiern waren nicht mehr durchschaubar, man wusste nicht mehr – überspitzt gesagt – welches Programm heute gespielt wird ... Alles das wurde dann dem Konzil in die Schuhe geschoben. Dadurch sind viele Neuerungen des Konzils in Misskredit geraten. Aber das war nicht alles im Sinn des Konzils. Einige Gegenpositionen haben sich damals etabliert, es führte zu einer Abkühlung und neuen Parteibildung. Besonderen Ausdruck dessen ist die Gruppe um Erzbischof Lefebvre, die für die alte Form der Liturgie eingetreten ist. Die Piusbrüder haben aber auch andere wichtige Punkte des Konzils in

Frage gestellt – wie die Aussagen über die Religionsfreiheit und die Ökumene. Über diese Punkte wird ja heute noch zwischen Vatikan und Piusbrüdern verhandelt.

In der Frage der Liturgie haben sich die Positionen ja verfestigt ...

Für mich geht es dabei aber nicht nur um etwas Äußerliches. Denn die Form der Liturgie ist auch eine Form wie man Kirche versteht. Und in einem gewissen Sinn ist die alte Liturgie (also nach dem Messbuch von 1962) eine „Liturgie des Priesters“, die das Volk Gottes nicht braucht, dieses wird lediglich durch Ministranten ersetzt. In der Verkündigung galt die Unterscheidung in eine „lehrende Kirche“ und eine „hörende Kirche“. Dagegen ist nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil das ganze Volk Gottes in aktiver Teilnahme (*actuosa participatio*) bei der Liturgie dabei. Diese tätige Mitfeier hat eine theologische Bedeutung, sie ist Ausdruck des neuen Kirchenverständnisses. Wenn ich hinter dieses Liturgieverständnis zurück gehe, dann gehe ich – für mein Empfinden – auch zu einem Kirchenverständnis der Zeit vor dem Konzil zurück.

Sie sind seit vielen Jahrzehnten Dozent der THEOLOGISCHEN KURSE. Haben sich die Fragen und Glaubenszugänge der Kursteilnehmenden verändert?

Ja, genauso wie die gesamte Atmosphäre in der Kirche haben sich auch die Fragen der Hörerinnen und Hörer der Kurse verändert. Zuerst ging es um den Übergang von einer

alten zu einer neuen Sicht von Kirche. Wir haben uns dabei immer bemüht, die Dinge nicht schwarz-weiß zu zeichnen, nicht zu sagen, früher war alles Unsinn und jetzt ist alles ganz anders und die neue Perspektive ist die einzig mögliche und richtige. Mir war es immer ein Anliegen, die Menschen von ihrem Verständnis zu einem neuen Verständnis zu führen; und das auch zu begründen – von der Bibel, der Geschichte und den lehramtlichen Äußerungen her.

Zu jeder Zeit hatten wir ganz verschiedene Fragen, es gab Perioden einer sehr revolutionären Stimmung – da wurde vieles in Frage gestellt, was wir als selbstverständlich gegeben hingenommen haben – und Perioden einer eher irenischen Situation. Es gab aber sicher schon aufwühlendere Zeiten als jetzt!

Worin sehen Sie die Herausforderungen der Zukunft?

Bisher haben wir das Moment „Kirche reflektiert über sich selbst“ in den Vordergrund gestellt und dabei nicht so sehr akzentuiert, was in der Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“ formuliert ist. Das aber muss die künftige Orientierung sein: Die Kirche ist zum Zeugen für Christus in diese Welt gesandt. Wir alle sind dazu aufgerufen. Die Pastoralkonstitution ist das umfangreichste Dokument des Konzils, das umfangreichste, das je von einem Konzil verabschiedet wurde. Interessanterweise ist es der einzige Text, der nicht mit einem lateinischen Grundtext verhandelt wurde. Man hat lange Zeit mit

einem französischen Text gearbeitet und ihn erst am Schluss ins Lateinische übersetzt. Auch damit wurde deutlich, dass die Glaubenszugänge und Fragen von heute im Vordergrund standen.

Noch ein Detail: Meist heißt es, dass die Welt von der Kirche etwas lernen soll; aber im Konzilstext steht auch das Umgekehrte, und davon reden wir heute seltener: Dass die Kirche von der Welt etwas lernen kann. Also, auch die Welt, in der wir leben, die Tendenzen und Bemühungen, die es gibt, all das hat der Kirche etwas zu sagen. Wir können auch von der Welt etwas lernen. Dem Konzil geht es um eine positive Arbeit in und für diese Welt und dazu gehört das Miteinander. Kirche will in den wichtigen Fragen – Krieg und Frieden, Ehe und Familie usw. – ein Partner sein und etwas von ihrer Überzeugung einbringen für das „Ethos dieser Welt“.

Josef WEISMAYER, geb. 1936, bis 2004 Professor für Dogmatische Theologie und Theologie der Spiritualität an der Universität Wien. Seit 1966 Referent, 1982-2008 Leitungsmitglied und danach 2008 Kuratoriumsmitglied der THEOLOGISCHEN KURSE.